

[Kochhaus werden.]

91

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Prouta.

Als der fünfte Stier, der für ihn bestimmt war, an die Reihe kam, stürzte Gallardo sich in die Arena, begierig, das Publikum wieder durch Heldentaten zu verblüffen.

S kaum stürzte ein Vicador, so war auch er schon da, um den Stier bis ans andere Ende des Ringes abzulenken, indem er ihn durch fortwährendes Mantelschwenken verwirrte, bis das Tier unbeweglich stehen blieb. Dann setzte Gallardo ihm einen Fuß aufs Maul oder nahm die Montera ab und setzte sie auf die Stirne des Ungetüms. Ein anderes Mal benutzte er die Verwirrung des Stiers und hielt ihm in herausfordernder Keckheit den Bauch vor, oder kniete nahe vor ihm nieder, wobei wenig dazu fehlte, daß er sich vor dem Maul der Bestie auf den Boden ausgestreckt hätte.

Die alten Aficionados protestierten unwillig. Alles Pöffenreißereien das! Sanswurtereien, die in früheren Zeiten nicht gelitten worden wären! Aber ihr Einspruch wurde von dem donnernden Beifall des Publikums überdröhnt.

Als die Trompete das Zeichen zum Vanderillasheften schmetterte, stieg die Erwartung des Publikums ins Ungeheure; denn Gallardo hatte dem Nacional die Stäbe aus der Hand genommen und ging dann auf den Stier los. Es entstand ein allgemeiner Protest. Er und Vanderillasheften! . . . Es wußte doch jedermann, daß er gerade hierin schwach war. Dieser Gang war nur für diejenigen, die schrittweise ihre Karriere gemacht, die lange Jahre hindurch Vanderillas unter ihren Meistern gewesen, bevor sie zu Matadoren vorgerückt waren, und Gallardo war nicht in diesem Fall; er hatte am Ende angefangen und Stiere getötet von dem Augenblick an, wo er in der Arena aufgetreten war.

„Daß das sein! Daß das sein!“ schrie die Menge. Doktor Ruiz suchte hinter der Barriere in der Luft herum und rief: „Das ist nichts für Dich, mein Sohn, Du verstehst nur die großen Coups, den Todesstich.“

Aber Gallardo verschmähte diese Winke und hörte nicht auf Proteste, wenn ihn der Wagemut packte. Inmitten des wüsten Lärms ging er schnurstracks auf den Stier zu und paß! bohrte er ihm die Vanderillas in den Hals. Beide Stäube staken am unrechten Platz und hasteten lose, so daß einer auf den Boden fiel, als das Tier eine Bewegung mit dem Kopfe machte. Aber das war einerlei. Die Volksmenge ist ihren Abgöttern gegenüber nachsichtig und rechtfertigt sogar deren Mängel. So klatschte denn das Publikum zu Gallardos verwegener Leistung. Das machte ihn immer fester. Er erfaßte ein weiteres Paar Vanderillas und brachte sie an, ohne auf die Proteste der Leute zu achten, die für sein Leben fürchteten. Hierauf wiederholte er den Gang zum dritten Male, stets ungeschickt, aber mit solchem Wagemut, daß, was bei andern ausgezischt worden wäre, ihm tosende Ausbrüche der Bewunderung einbrachte. Welch ein Mann! Wie half das Glück diesem Mutigen!

Der Stier behielt nur vier Vanderillas von sechs, die Gallardo geheftet, und die vier saßen so lose, daß die Bestie sie kaum als lästig zu empfinden schien.

„Er ist noch gar nicht ermattet,“ schrien die Aficionados mit Bezug auf den Stier, während Gallardo den Degen und die Muleta ergriff, sich die Montera aufsetzte und ihn losging, stolz und gefaßt, vertrauend auf seinen guten Stern. „Hinweg mit allen!“ rief er wieder.

Als er merkte, daß jemand in seiner Nähe stehen geblieben und seinem Befehl nicht nachgekommen war, wandte er den Kopf und blickte zurück. Fuentes stand da in kurzer Entfernung. Er war ihm mit dem Mantel auf dem Arm gefolgt und heuchelte Zerstreutheit, aber im Grunde packte er auf, um ihm im geeigneten Augenblick heizuspringen, da er ein Unglück ahnte.

„Daß mich allein, Antonio,“ sagte Gallardo mit einem

zugleich unwilligen aber respektvollen Ausdruck, als spräche er zu einem älteren Bruder.

Und seine Geberde war so energisch, daß Fuentes die Achseln zuckte, als lehnte er jede Verantwortlichkeit ab; er kehrte ihm den Rücken und entfernte sich langsam in der Ueberzeugung, daß im nächsten Augenblick seine Hilfe notwendig sein würde.

Gallardo hielt das scharlachrote Tuch dem Stier vor die Augen, und dieser stach mit Wut danach, wobei der Stiersechter leicht auswich. ¡Olé! — riefen die Aficionados. Aber sofort machte der Stier Kehrt und rannte auf den Matador los, indem er die furchtbaren Hörner in die Höhe warf und ihm den Degen und die Muleta aus den Händen riß. Als der Matador sich entwaffnet und angegriffen sah, lief er auf die Barriere zu, aber schon hatte der Mantel Fuentes' das Tier abgelenkt. Gallardo erriet auf seiner Flucht den plötzlichen Stillstand des Stiers und sprang nicht über die Barriere, er setzte sich auf den Tritt unten und schaute ruhig nach dem nur wenige Schritte von ihm entfernten Stier hin. Die Niederlage endigte mit einem Applaus wegen dieser zur Schau getragenen Kaltblütigkeit. Der Matador hob Degen und Muleta vom Boden auf, entfaltete sorgfältig den bunten Lappen und stellte sich wieder vor die Hörner des Stiers, aber weniger gefaßt, mit verbissener Wut und heißer Begierde, jenes Vieh zu töten, das ihn zur Flucht gezwungen vor den Augen von Tausenden seiner Bewunderer.

Nachdem er den Stier ein wenig geneckt hatte, hielt er den entscheidenden Augenblick für gekommen. Er holte zum Stoß aus, indem er zuerst unbeweglich blieb, die Muleta gegen den Boden gesenkt und den Griff des nach vorn gerichteten Degens dicht vor den Augen.

Das Publikum protestierte wiederum, indem es für sein Leben bangte.

„Stoße nicht zu! . . . Ach Gott! . . .“

Ein Schreckensruf erscholl durch den ganzen Zirkus, alles stand entsetzt auf und starrte sprachlos hinab, während die Frauen das Gesicht mit den Händen bedeckten oder sich krampfhaft an den Arm des nächsten Nachbarn klammerten.

Als der Matador zugestochen hatte, war der Degen gegen einen Knochen abgeprallt, und da er nicht schnell genug zurückzog, war er von einem der Hörner erfaßt worden. Gallardo blieb hängen, in der Mitte des Körpers erfaßt, und jener starke, hochgewachsene, schwere Mann wurde geschüttelt wie eine ausgestopfte Puppe, bis das gewaltige Tier durch eine Bewegung des Kopfes ihn einige Meter weit von sich schleuderte. Wüchtig fiel der Korero auf den Sand nieder und blieb mit ausgestreckten Armen und Beinen auf dem Bauch liegen, wie ein in Seide und Gold gekleideter Frosch.

„Er ist tot, maujetot! Mitten durch den Bauch aufgespießt!“ schrien sie im Zuschauerraum.

Aber Gallardo erhob sich zwischen den tuchschwenkenden Männern, die zu seiner Rettung herbeigesprungen. Er lächelte, befühlte sich den Körper und hob dann die Schultern in die Höhe, um dem Publikum anzuzeigen, daß ihm nichts geschehen war. Ein Puff! Weiter nichts! Nur sein Hüftentuch war kaputt. Das Horn war durch diese starke Seidenhülle gedrungen, ohne den Leib zu beschädigen.

Er ergriff von neuem den Degen, aber niemand hatte mehr Sitzleder, denn man ahnte, daß die nächste Szene kurz und schrecklich sein werde. Gallardo ging mit blinder Wut auf das Tier zu, als ob er nicht mehr an die Gewalt seiner Hörner glaubte, seitdem er unversehrt dabongekommen war. Er war entschlossen, zu töten oder zu sterben, aber sofort, ohne weiteren Aufschub. Entweder er oder der Stier! Er sah alles in roter Farbe, als ob seine Augen blutunterlaufen seien. Er hörte, wie einen fernen, aus einer anderen Welt kommenden Ton das Geschrei der Menge, die ihn zur Vorsicht mahnte.

Wloß zweimal ließ er den Stier gegen die Muleta anrennen, wobei ihm ein an seiner Seite stehender Mantelwerfer behilflich war, und dann auf einmal, urplötzlich, blitzartig, wie eine losgelassene Sprungfeder stürzte er auf den Stier los und senkte ihm den Degen bis an den Griff in den Nacken. Dabei beugte er sich so sehr über das Tier, daß eines der Hörner ihn streifte und unsanft zur Seite stieß. Aber er blieb auf den Beinen, und der Stier, nachdem

er an ihm vorübergefaßt, rannte in wildem Lauf bis ans andere Ende der Arena, brach dann zusammen und senkte den Kopf in den Sand, worauf ihm der Buntillero, von hinten heranschleichend, mit einem Dolch den Gnadenstoß gab.

Das Publikum war ganz außer sich vor Begeisterung. Welch herrliche Corrida! Wie reich an Aufregungen! Dieser Gallardo stahl das Geld wirklich nicht! Seine Leistungen entsprachen durchaus dem teureren Preis. Jetzt waren die Aficionados mit Unterhaltungsstoff auf drei Tage hinaus versorgt. Welche Tapferkeit! Welch ein Kerl! . . . Und die Begeisterten schüttelte ein Art Kampffieber, und sie schauten um sich mit grimmten Blicken, als spähten sie nach Feinden. „Der erste Matador der Welt! . . . Und wer das Gegen teil behauptet, hat es mit mir zu tun.“

Der Rest der Corrida blieb unbeachtet. Nach den Glanzleistungen Gallardos schien alles schal und grau.

Als der letzte Stier gefallen war, stürzte ein wimmelnder Schwarm von Straßenjungen, Aficionados aus den unteren Klassen und Stierfechterlehrlingen hinab in die Arena. Sie umringten Gallardo und folgten ihm auf seinem Gang vom Präsidium zum Ausgangstor. Sie drängten und schoben ihn, alle wollten ihm die Hand drücken, sein Kleid berühren, und schließlich erfaßten die dreiste unter ihnen, ohne sich an die Faustschläge des Racional und anderer Wanderillos zu kehren, den Maestro bei den Oberschenkeln, hoben ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn auf diese Weise durch den Ring und die Galerien bis hinauf auf die Straße.

Gallardo nahm die Montera ab und grüßte die Gruppen, die ihm beim Vorübergehen entgegenjauchzten. In seinen Salamantel drapiert, ließ er sich wie ein Götzenbild herumtragen, hochthronend über dem Strom der Madrider Mützen und Cordobeser Hüte, aus deren Mitte begeisterte Hochrufe erschallten.

Als er im Wagen saß und die Calle de Alcalá wieder hinabfuhr, begrüßt von der Volksmenge, die dem Stiergefecht nicht beigewohnt, aber bereits Kenntnis hatte von seinen Triumphen, verklärte ein Lächeln des Stolzes, der Zufriedenheit sein schweißtriefendes Gesicht, auf dem noch die Blässe der überstandenen Aufregung lagerte.

Der Racional befand sich noch unter dem Eindruck des Unfalls seines Maestros und wollte wissen, ob er keine Schmerzen verspürte. Es sei vielleicht rätlich, Doktor Ruiz rufen zu lassen. „Ach was, mir ist gar nichts passiert! Eine Liebfosung . . . Mir kann kein Stier was antun.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

4) Wenn die Natur ruft.

Von J. d. London.

Autorisierte Uebersetzung von L. Löns.

Noch drei neue Hunde kamen im Laufe der nächsten Stunde dazu, so daß nun neun Stück zu dem Schlittengespann gehörten, dem Bud zugeteilt war. Ehe eine Stunde vergangen war, standen sie angeschirrt, und fort ging die Fahrt gegen Dhea Canon zu. Bud war froh, aus dem Hafenslager fortzukommen, und wenn auch die Arbeit schwer war, so tat er sie doch willig, ja sogar gern. Der Eifer, der über sie alle gekommen war und der auch ihn angestekt hatte, überraschte ihn nicht wenig, mehr aber auch die große Veränderung, die mit Dsch und Solleks vorgegangen war. Es waren andere Hunde, sobald sie in den Sielen standen, alle Schläfrigkeit und alle Gleichgültigkeit war verschwunden; frisch und munter waren sie bei der Arbeit, und ihr höchstes Bestreben war, alles zu vermeiden, was die Fahrt hindern konnte; gegen nichts waren sie so empfindlich, wie gegen irgend einen Aufenthalt ihres Schlittens. Die Arbeit in den Sielen war ihre höchste Lust, für die sie lebten, und außer ihr schien ihnen nichts erstrebenswert. Dsch ging gleich vor dem langen Steuer, vor ihm Bud, und dann kam Solleks und die übrigen, alle voreinander angekilt; Leithund war Spitz.

Bud war zwischen Dsch und Solleks eingepannt, um von ihnen zu lernen, und wie er ein guter, gelehriger Schüler war, so erwies sich die beiden als vorzügliche Lehrmeister. Manah kleiner Biß belehrte ihn über das, was er zu tun oder zu lassen hatte, und seitdem die Peitsche von François ihm einmal recht fühlbar zu verstehen gegeben hatte, daß es in diesem Falle besser war, nicht an Vergeltung zu denken, ging er ruhig seines Weges weiter. Als er einmal während eines kurzen Aufenthaltes sich in die Stränge verwickelt hatte und dadurch die Abfahrt verzögerte, bekam er einen gehörigen Dutzettel von seinen beiden Lehrern. Die Verwicklung wurde dadurch natürlich noch viel schlimmer, aber Bud bemühte sich fortan, die Leinen straff zu halten, und als der Tag zur Neige ging, kam es nicht mehr vor, daß Dsch und Solleks Veranlassung hatten, an ihrem Schüler etwas zu rügen. François hatte seine

Peitsche nicht wieder gebraucht und Perrault klopfte ihm freundlich den Rücken, als er am Abend die Füße der Hunde untersuchte.

Es war ein langer Weg gewesen. Ueber vereiste Steine und über lockeren Schnee hatte er geführt bis hierher zum Lager am Bennetsee, wo Hunderte von Goldsuchern mit ihren Booten warteten, bis die Frühlingssonne die dicke Eisdede geschmolzen haben würde. Zum zweiten Male wühlte Bud sein Loch in den Schnee und schlief den Schlaf des Gerechten.

Am nächsten Tage ging es flott über vierzig englische Meilen, aber am folgenden und an manchem anderen Tage kamen sie nur langsam von der Stelle. Meist ging Perrault dann voran, mit großen, sehr breiten Schneeschuhen den lockeren Schnee ein wenig feststampfend, um ihnen die Arbeit nach Möglichkeit zu erleichtern, während François danebenhergehend den Schlitten steuerte.

Tag für Tag war Bud in den Strängen. Und immer dasselbe Tagewort in endloser Reihenfolge. Noch ehe der Morgen graute, wurde das Zelt abgebrochen und so und so viele Meilen weiter nordwärts bei anbrechender Nacht wieder aufgeschlagen, Feuer angezündet, die Mahlzeit bereitet und Raft gemacht. Bud war stets halb ausgehungert. Die anderthalb Pfund Fisch, seine Tagesmahlzeit, verzehrte er wie nichts; er merkte kaum, daß er gefressen hatte, und steter Hunger quälte ihn. Die anderen Hunde belamern sogar noch weniger als er, nur ein Pfund von dem getrockneten Fisch, aber sie waren auch nicht so groß wie er, waren auch dieses Leben gewöhnt, und so fühlten sie sich wohl da. i.

Es dauerte nur kurze Zeit, und Bud hatte seinen ganzen Stolz verloren. Er, der sich sonst so gut zu benehmen suchte, tat es den anderen gleich. Er merkte bald, daß die Kameraden stets schneller mit der Mahlzeit fertig waren, als er, und daß sie ihn dann bestaßten. Und es half nichts, sich dagegen zu wehren. Wenn er ein kleines Stück verteidigte, konnte er sicher sein, daß ihm inzwischen ein großes genommen wurde. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als ebenso gierig zu schlingen wie die übrigen. Und so groß war sein Hunger, daß er sogar eines Tages sich an dem Eigentum der anderen vergriff. Er lernte, was er andere tun sah. Einmal sah er, daß Peit, einer von den zuletzt gekommenen Hunden, ein Stück Speck aus dem Zelt stahl, und er versuchte am nächsten Abend denselben Streich. Eine ganze Speckseite fiel ihm anheim, und trotz des großen Aufwuhes, der deshalb im Lager entstand, gelang es ihm, unbemerkt damit zu entkommen. Nicht der Schatten eines Verdachtes fiel auf ihn, und Bud, ein rechter Dummkopf, der gerade in der Nähe war, bekam die Prügel für die Wisstet.

Soweit war es also mit ihm gekommen. Er bewies, daß er sich den Verhältnissen anzupassen verstand, aber auch zugleich den Niedergang seines moralischen Empfindens, einer Sache, die ihm jezt auch entbehrlich, ja sogar hinderlich war. Moral taugte wohl im Süden; wo Sitte und Anstand herrschte, da war es angebracht, das Eigentum und die Gefühle anderer zu achten; hier aber im Norden, wo der Knüttel und das Recht des Reißzahnes herrschten, da fuhr man schlecht dabei.

Nicht als ob Bud diese philosophischen Betrachtungen angestellt hätte; aber er fühlte es unbewußt und instinktiv. Im Lande der Zivilisation hätte er sein Leben gelassen für irgendeine gute Sache, zum Beispiel bei der Verteidigung der Keitpeitsche seines Herrn, hier aber waren dergleichen Gefühle nicht am Platze. Er stahl ja nicht aus Freude am Diebstahl, sondern weil sein Magen es gebieterisch forderte, und er stahl auch nicht offen und frech, sondern heimlich und schlau; alles aus Achtung vor dem Knüttel und dem Zahn, die hier die Herrschaft führten. Kurz und gut, er tat nicht, was er wollte, sondern er handelte nur wie er mußte.

Seine Entwidlung oder besser gesagt seine Rückentwidlung ging schnell. Seine Muskeln wurden hart wie Eisen und unempfindlich gegen Schmerzen. Er konnte alles fressen, wie elastisch und unverdaulich es ihm auch früher vorgekommen wäre; sein Magensaft zersehte alles und zog das geringste bißchen Nährwert aus allem, und sein Blut trug es in die entferntesten Teile seines Körpers und machten ihn Inorrig und widerstandsfähig. Gehör und Gesicht bildeten sich immer mehr aus, sogar im Schlafe konnte er beim geringsten Geräusch unterscheiden, ob es etwas Gutes oder Böses bedeute. Er lernte geschickt den Schnee zu entfernen, der sich zwischen seinen Beinen zusammengeballt hatte, lernte mit dem Vorderpfoten die Eisschicht zerstampfen, die sich über dem Trinkwasser gebildet hatte, aber sein höchster Ehrgeiz war, mit Hilfe seiner Nase die Windrichtung im Voraus zu bestimmen. Wie still auch immer die Luft sein mochte, wenn er abends sein Schlafloch grub, der Wind, der sich nach Stunden erst erhob, streifte ihn gewiß nicht, denn sicher und geschützt lag er stets dort, wo ihn kein Sturmwind stören konnte.

Und nicht nur aus Erfahrung lernte er; alle Instinkte, die lange verstedt in ihm geschlummert hatten, wurden wieder wach. Ueber viele Geschlechter griff es zurück. Es war ihm nicht schwer geworden, nach Art der Wölfe kämpfen zu lernen; auch gelang es ihm, wie die wilden Hunde lange vergangener Tage, sein Stück Wild zu Tode zu heben. Alle diese Kenntnisse kamen über ihn ohne all sein Zutun, als ob er sie stets gehabt hätte. Und wenn er in stillen, dunklen Nächten, den Kopf gen Himmel gerichtet, in dumpfen Tönen heulte, so war es nicht seine Stimme, sondern die Stimme seiner Vorfahren, die die Angst ausdrückte vor der Stille der Nacht, der Kälte und der Dunkelheit.

Und dies alles war geschehen, weil die Menschen da oben im hohen Norden ein gelbes Metall gefunden hatten, und weil

Manuel, der Gärtnergehilfe, eine böse Leidenschaft an sich hatte, zu der Geld gehörte, so viel Geld sogar, daß der Lohn eines Gärtnergehilfen dafür nicht ausreichte.

III. Das wilde Tier.

Bei diesem Leben wurde das Raubtier in Bud immer stärker. Aber nur ganz im geheimen wuchs es. Die Schlaueit und Verschlagenheit, die er sich hier im Norden erworben hatte, halfen ihm, es im Zaume zu halten. Er hatte überhaupt noch keine Zeit gehabt, sich darüber klar zu werden, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Er hatte auch zu viel damit zu tun, um sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Deshalb bemühte er sich auch vorläufig nicht nur, keinerlei Streitigkeiten heraufzubeschwören, sondern er ging ihnen sogar nach Möglichkeit aus dem Wege; er war vorsichtig und bedächtig geworden in all seinem Tun. Keine unbesonnene oder übereilte Handlung ließ er sich zuschulden kommen, und selbst der bittere Haß, den er auf Spitz geworfen hatte, verleitete ihn nicht zu einem Angriff irgendwelcher Art. Spitz dagegen, der in Bud einen gefährlichen Nebenbuhler erkannt hatte, versäumte keine Gelegenheit, ihm seine Zähne zu zeigen. Er reizte ihn, wo er nur konnte, und forderte ihn zu dem Kampfe heraus, der nur mit dem Tode des einen von ihnen sein Ende finden konnte. Das wußten sie beide. Einmal wäre es beinahe so weit gekommen, wenn nicht etwas ganz Unvorhergesehenes dazwischen gekommen wäre.

Es war am Abend eines Tages, an dem sie nur einen ganz elenden Platz zum Nachtlager hatten finden können, unmittelbar am See Ufer. Treibschnee und Wind, der wie ein glühendes Messer schnitt, hatte sie gezwungen, die Reise früher als gewöhnlich einzustellen. Einen schlechteren Lagerplatz hätten sie wohl schwerlich finden können: Vor ihnen die Eislände des Sees und hinter ihnen nur schroffe Felsentwände. Die beiden Männer hatten keinen anderen Ruheplatz als das blanke Eis, auf dem sie ihre Schlafsäcke ausbreiteten und ein kleines Feuer von mitgebrachtem Holz anzündeten. Das Zelt hatten sie schon lange zurückgelassen, um die Ladung leichter zu machen. Die glimmenden Holzstücke aber tauten das Eis auf, und das feuchte Holz verlöschte bald.

Im Dunkeln mußte das längliche Mahl verzehrt werden. Ganz nahe an dem schützenden Felsen, hinter einem großen Block, hatte Bud sein Nest gemacht. So gemütlich und geschützt war es dort, daß es ihm schwer wurde aufzustehen, um sein von Francois am Feuer etwas aufgetautes Fischtück zu holen. Als er zurückkam, war seine Schlafstelle besetzt, und das ihm entgegenschallende Knurren sagte ihm, daß Spitz es war, der sich den Platz angeeignet hatte. Bis jetzt hatte Bud wirklich mit bestem Willen den Frieden aufrecht zu erhalten gesucht, aber dies war doch mehr, als er sich gefallen lassen durfte. Mit einem Ruthegeißel stürzte er sich auf Spitz. Mit solcher Wucht sprang er auf den Missetäter, daß er selbst erstaunt darüber war, mehr aber noch Spitz, der Bud stets für einen etwas feigen Kerl gehalten hatte, den die anderen Hunde nur seiner Größe wegen in Ruhe ließen.

Auch Francois war erstaunt, als sich die beiden als dunkle Masse dahervälzten. Er übersah die Sachlage sofort und ermutigte Bud durch Zuruf. „Faß ihn, Bud, faß den elenden Kerl, den schlechten Dieb, faß ihn fest!“ schrie er.

Spitz hatte keinen leichten Standpunkt. Von allen Seiten versuchte er vergeblich, an Bud heranzukommen. Knurrend und zähnefleischend standen sie einander gegenüber, und gerade waren sie im Begriff, aufeinander nochmals loszustürzen, als das Unvorhergesehene geschah und den Austrag des Streites auf die Zukunft verjähob.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine neue Sittengeschichte.

II.

Wenden wir uns nun dem speziellen Teile des Fuchsschen Wertes zu, der Renaissance-Epoche und ihrer Sittlichkeit. Die Renaissance (Wiedergeburt) hat ihren Namen hauptsächlich von der Wiedereinführung antiker Kunstformen in die Architektur Italiens. Für uns allerdings bedeutet jene Zeit die Entstehung eines ganz neuen Wirtschaftsprinzips, nämlich den Uebergang von der Naturalwirtschaft zur Warenproduktion und der hieraus resultierenden Geldwirtschaft. Es ist von hohem Interesse, zu sehen, wie Fuchs diese geschichtliche Erkenntnis zum erstenmal an dem gesellschaftlichen Individualleben und besonders am geschlechtlichen Dasein der einzelnen nachprüft. Hunger und Liebe sind die beiden Pole, die wie zwei fürchterliche Medusenköpfe über die Grenzen der Menschheit hereinschauen. Von dem einen Triebe wurde viel und ernsthaft von den Forschern geredet; Fuchs stellt nun die Beziehungen zu dem anderen her und weist damit auch der ökonomischen Untersuchung neue Wege. Im Mittelalter hatte der Mensch einen kleinen Horizont; er sah auf seiner Scholle, produzierte den eigenen Bedarf und frondete dem feudalen Gebieter. Der Hader zwischen Nachbarn war ihm gleichsam schon ein Weltkrieg. Denn alles kommt auf die Verhältnisse an, mit denen man sich zu vergleichen hat. Nun aber beginnt von Südeuropa her der neue Handelsbetrieb die alte Welt zu revolutionieren. Man tauscht nicht mehr Ware um Ware; alles geht nur noch um Geld.

Der Erwerb von Geld, um das man jedes beliebige Ding und jeden Dienst erkaufen kann, wird plötzlich zum Ziel der Tätigkeit. Für uns ist das jetzt selbstverständlich; aber den damaligen Umschwung alles Bestehenden kann man sich nicht lebhaft genug ausmalen. Der Handelsherr sieht mit einem Male, daß es für seine Gewinnmöglichkeiten keine Grenzen mehr gibt; es entzieht das Kapital und seine nie geahnte Macht. Das Kapital sucht sofort einen Rückhalt in der tatsächlichen Gewalt der Souveräne, beide stützen sich gegenseitig, verdrängen die kleinen Feudalen, und so entstehen schließlich allenthalben Nationalstaaten mit Nationalsprachen. Dies sind die Grundzüge der Renaissancerevolution. Und nun die Einzelheiten.

Das Schönheitsideal. Revolutionäre Zeiten sind ausgesprochen schöpferisch. Schöpferisch aber und erotisch-sinnlich ist ein und dasselbe. Daher ist auch die Renaissance durchdrängt von einer ungeheuren und überwältigenden geschlechtlichen Sinnfreudigkeit. Nicht, als ob es sich um bewußte Handlungen drehte, die programmatisch zu verstehen wären; aber die Zeit mag ansetzen und gestalten, was sie will, immer ist die Sinnlichkeit der stark mitklingende Unterton. Das vorausgegangene Mittelalter und gar die Byzantiner, liebten in der künstlerischen Darstellung die ausgemergelten Heiligen, behangen mit faltenreicher und goldstropfender Gewandung. Der Leib galt, nach der Lehre der weltgebietenden Kirche, als sündiger Madenschad und Fraß für Würmer. Jetzt wird die nackte Körperlichkeit neu entdeckt; alle heidnischen und christlichen Halbgötter und Göttinnen entblößen üppigste Fleischespracht, und man vermag sechsunddreißig verschiedene Schönheiten des Weibes zu besingen. Natürlich geht in der Menschheit kein physischer Wechsel vor: aus verhubelsten Pustakanten werden nicht über Nacht Rubenssche Dianen, wie es irgendeine illustrierte Mär vom Jungbrunnen ausmalt. Der Vorgang ist vielmehr rein geistig. Man sieht die Leiblichkeit anders. Wenn einem Weibe die Fülle der Gesundheit aus allen Poren strömt, so kommt sie in den Augen der Zeit dem Ideal am nächsten. Der Inbegriff des Bewundernswerten ist also, wie Fuchs es nennt, die Zweckschönheit. Man könnte dies anders auch so ausdrücken: das in der Zeiten Lauf hin und her pendelnde ästhetische Schönheitsideal fällt damals mit dem konstant bleibenden rein geschlechtlichen Schönheitsideal nahezu zusammen. Und ebenso wie das sexuell reizvolle Ideal nur unbedeutend die Tendenz zu kräftiger Nachkommenschaft in sich schließt, so lag auch der Sinnlichkeit der Renaissance das instinktive Ziel (Fortpflanzung einer tüchtigen Rasse) nicht in erster Linie im Bewußtsein. Gleichwohl ging die ästhetische Uebereinstimmung mit dem Instinkt so weit, daß man das schwangere Weib schön fand; ein in der Geschichte des kultivierten Kunstempfindens merkwürdigerweise seltener Fall. Fuchs erkennt den Zusammenhang ohne weiteres, während andere Kunsthistoriker mit der angeblichen Geschmacksverirrung in arge Verlegenheit geraten sind. Vom männlichen Schönheitsideal der Renaissance läßt sich weniger sagen, als vom weiblichen. Es scheint, daß unermüdbare Gatteneigenschaft den Frauen als das höchste galt. Es ist aber zu berücksichtigen, daß die Dokumente aller Kunstgattungen über den Mann stets spärlicher fließen, weil die Kunst in der Hauptsache immer von Männern über das Thema „Weib“ gemacht wird.

Liebe und Ehe. Es ist nicht leicht, ja unmöglich, diesen Abschnitt des Wertes in einigen Zeilen zu skizzieren, denn hier werden die Details verwirrend vielseitig. Nicht nur dies; auch widerspruchsvoll, weil die Sittlichkeit der verschiedenen Klassen durcheinander Beiträge zum Niveau ein und derselben Zeit liefern muß. In der Ritterzeit schon setzte die höhere Form der Liebe mit dem Ehebruch ein, so daß letzten Endes die Ritterkaste nach Fuchs nichts war, als eine Gesellschaft für Ehebruch auf Gegenseitigkeit. Dieser Protest gegen die Unnatürlichkeit der Konventionen wird in der Renaissance allgemeiner und nimmt zuweilen Formen der Ausgelassenheit und Brutalität an. Handgreiflichkeiten werden von der Frau nicht nur geduldet, sondern erwartet als Huldigung vor den Schönheiten, die sie in der Kleidung oder Nichtbekleidung gegen jedermann offen zur Schau trägt. Wittven müssen von Amts wegen gewarnt werden, nicht gleich schon im ersten Trauermonat wieder zu heiraten. Die sechzehnjährige Tochter schmollt mit der Mutter um die weggekaperten Liebhaber. Die kirchliche Trauung vermag sich nur äußerst langsam durchzusetzen; die aus der Eheziehung sich ergebenden Rechte werden vielmehr aus dem öffentlichen und erfolgreichen Weiler der Neuvermählten abgeleitet. Neben all diesen robusten Triebabänderungen sehen wir, daß auf die unerlebkte Tugend der Jungfrau ein großer Wert gelegt wird, der sich in drastischen Volksbräuchen äußert. Vieles erklärt sich aus der allgemeinen Verächtlichkeit der Eheziehung. Das einfache „Handgeben und Zusage“ zweier Personen verschiedenen Geschlechts genügte, um im Rahmen der Gesellschaft den Instinkten freien Lauf geben zu können. Dazu paßt es, daß die Klagen der Frauen gegen ihre Männer wegen böswilligen Verlassens geradezu eine Kalamität darstellten. Fuchs unternimmt in diesen Zusammenhängen auch eine Ehrenrettung der münsterischen Wiedertäufer, die interessieren dürfte. Von einer regellosen Vermischung der Geschlechter könne keine Rede gewesen sein, da auf Ehebruch und Verführung die Todesstrafe gesetzt war. Es habe sich einzig um eine Anpassung der Haushaltorganisation an die abnormen Verhältnisse in der belagerten Stadt gehandelt. Nicht bis neuntausend Frauen waren

Gorhanden und nur zweitausend Männer. Die Vereinigung mehrerer Frauen zu einem Haushalt unter dem Schutz eines Mannes sei hier also nur eine ökonomische, aber keine geschlechtliche Vielweiberei gewesen.

Sittlichkeit der Kirche. Die Klöster sind anfangs die ersten und einzigen Kulturstätten. In ihnen kommt das professionelle Handwerk auf; Weberei, Brauerei, Bodenbearbeitung wird rationell betrieben und unter Ausschluß von Privateigentum ein kommunistisches Leben geführt. Alles unter dem Zwang rein ökonomischer Verhältnisse. Daher ist den Mönchen wohl der Geschlechtsverkehr gestattet, nicht aber die Ehe; weil die Bande des Blutes sich sonst doch als die stärkeren erwiesen und das künstliche kommunistische Gebilde mitten in dem anderen Privateigentum gesprengt haben würden. Als nun aber die Klöster an Macht und Reichtum erstarrten, fremde Hände für sich arbeiten ließen und zu bloßen Ausbeutergesellschaften wurden, wandelte sich mit eintretendem Müßiggang auch die strengere Sittlichkeit der Insassen. Dieser Umschwung ist in der Renaissance vollzogen. Die Institution war historisch überwunden, lebt aber aus oben angeführten Gründen weiter und wird aus einem Hebel der Entwicklung zu einem Hemmnis, aus einem Ernährer zum Parasiten. Dementsprechend ist die Unstittlichkeit der Merikalen in der Renaissance sprichwörtlich, d. h. unbestreitbare Massenerscheinung. Wenn die Selbsthilfeversuche der Völker hiergegen in den meisten Fällen verfaßt haben, so kam dies, wie Fuchs meint, sicher nicht daher, daß die Volksempörung nicht groß genug gewesen wäre. Vielmehr war die Kirche allmählich zum unentbehrlichen Bundesgenossen der herrschenden Klassen geworden, oder es beruhte fast die ganze wirtschaftliche Basis des Lebens auf der ungeschmälerten Herrschaft der Kirche, wie beispielsweise in Italien.

Im Frauengäßchen. Die Prostitution, das Institut der in Detail und Stückeln käuflichen Liebe, ist, wie schon gesagt, die unzertrennliche Begleiterin der monogamischen Ehe. Die Renaissance erblickt im Frauenhaus ganz offen eine bessere Bewahrung der Ehe und der jungfräulichen Ehre. Mit dieser Begründung wurden die Bordelle behördlich genehmigt, mit dieser Begründung die Opposition zum Schweigen gebracht. Für den unbewußten Hauptgrund hält Fuchs indessen die Sicherung des Herrenrechts: der Mann sollte — im Gegensatz zur Ehefrau — sein geschlechtliches Bedürfnis ungehemmt befriedigen können. Auffällig ist in der Renaissance erstens der ungeheure Umfang des Dirnenwesens. Das kleinste Städtchen hatte mindestens ein offizielles Haus, größere Städte ganze Straßen und Quartiere mit „gelüftigen Fräuleins“. Während des Konzils zu Konstanz ging der Quartiermeister Rudolfs von Sachsen in den Häusern und Wadstuben umher und zählte die zusammengeströmten galanten Mädchen. Als er bei siebenhundert angelangt war, verlor er die Lust zu weiterer Statistik. Dem Umfang entspricht die Ergiebigkeit des Dirnenwesens als Steuerquelle. Von den Einkünften eines geistlichen Würdenträgers heißt es: „Er hat zwei Benefizien, ein Kurat von 20 Dukaten, ein Priorat von 40 Dukaten und 3 Huren im Vordell“. Der zweite auffallende Umstand ist, daß in der Renaissance die „große Klotze“ in die Erscheinung tritt. Diese Hetäre oder selbständige Liebeskünstlerin allergrößten Stils ist auch aus anderen Zeiten bekannt; sie erfüllt eine Kulturmission, sie ist das freie, emanzipierte Weib in der höchsten körperlichen, geistigen und sinnlichen Blüte, und nimmt ohne jeden ökonomischen oder sonstigen Nachfaktor ihren Siegeslauf rein durch ihre individuellen Eigenschaften. Ihre Spezialgeschichte hat leider noch niemand zu schreiben gewagt. Bei Fuchs rangiert sie mit Unrecht in der Rubrik vom „Frauengäßchen“.

Geselliges Leben. Speziell für die geschlechtliche Moral kommen hier in Betracht Spinnstuben, Bäder und Feste. Derartige Gelegenheiten werden von den Sittlichkeitsborgan stets gelästert. Zum Schaden der Massentüchtigkeit. Denn wenn die geschlechtliche Auslese nur dem blinden Zufall zwischen Nachbars Hans und Lieschen überlassen bleibt, muß auf die Dauer mangels genügender Mischung eine Verschlechterung der Konstitution, um nicht zu sagen eine Degeneration, eintreten. Das Vadeleben der Renaissance, durchaus keine moderne hastige Bannbaderei, sondern eine Massenvergänigung, spielt sich nun nicht bloß in der Wadstube ab. Die zahlreichen Heilbäder, die seit dem 13. Jahrhundert überall aufkamen, hatten sich zu richtigen Luxus- und Modebädern gewandelt; hier fanden sich schon damals die bestehenden Klassen zusammen, zur Erholung oder zum prinzipiellen Nichtstun, wie Fuchs sagt. Gewiß; aber auch dies umschließt unbewußt den Drang nach reicheren Möglichkeiten der sexuellen Auslese. Es ist eine traurige Wahrheit, daß auch hierin der Proletarier stets benachteiligt ist. Sieht man die Dinge so an, so ist absolut klar, daß die „Sittlichkeit, die dem Volk erhalten bleiben soll“ und auf die die Oberen regelmäßig verzichten, nur ein ruchloses Unterdrückungsmittel in der Hand der herrschenden Klassen ist.

Kranke Sinnlichkeit. Hierunter versteht Fuchs den Götzenwahn und seine entsehlige Folgeerscheinung, die sadistische Herabkunft der Jakob Sprenger u. Co. In der Beurteilung der Hegen schließt sich Fuchs der modernen medizinischen Auffassung an, d. h. er erklärt die Phänomene für ausgesprochene Hysterie.

Zum Schluß noch ein Wort über die Illustrationen. Es gab schon vordem Reproduktionsammlungen kulturgeschichtlichen Inhalts; doch meist ohne Text oder in zu kleinem Format und jedenfalls erheblich teurer. Die Fuchssche Auswahl an Bildern über-

trifft, wie jeder Kenner zugeben muß, alles bisher Gebotene bei weitem. Es gehört jahrelanger intensiver Fleiß und angeborenes Spürsinn dazu, ein solches Material zusammenzubringen. Dem Verfasser gebührt für diese Seite seiner Arbeit uneingeschränkte Anerkennung. Für Bibliotheken ist die Anschaffung des Werks une-
erlässlich.
Alfred Rind.

Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Prähistorische Leichenfunde aus den Mooren Nordwestdeutschlands. Das Torfmoor läßt seine konservierende Wirkung nicht allein auf die Pflanzenreste aus; durch die darin enthaltene Humusäure werden auch Tier- und Menschenreste mumifiziert. So sind bei den Meliorationsarbeiten in den Mooren Nordwestdeutschlands, besonders in der Gegend von Emden und Staben, bereits über ein Duzend Leichen in teilweise vorzüglich erhaltenem Zustande zusammen mit einer ganzen Menge Kulturmüll aus vorgeschichtlicher Zeit zutage gefördert worden. Die Reste gehörten westgermanischen Stämmen an und datieren fast ausschließlich aus der Zeit vor der Völkerwanderung. Die Leichen werden größtenteils nackt gefunden, die Kleider finden sich dann meist zu einem Bündel geknäutert in der Nähe, nur einzelne Leichen waren bekleidet; die meisten sind überdies an große Pfähle gebunden oder durch große Steine beschwert. All das macht wahrscheinlich, daß wir hier die Leichen von Verbrechern vor uns haben, die, z. B. wegen Ehebruchs, zuerst nackt durch das Dorf geführt und dann in dem Moor versenkt wurden. Diese barbarische Strafe erhielt sich teilweise noch bis in das späte Mittelalter hinein und ist auch aus altgermanischer Zeit, z. B. durch das „Heliandlied“ bezeugt.

Die gefundenen Kleiderreste sind alle sehr defekt, durch langen Gebrauch zerschiffen und häufig stark geflickt. Ein Leibrock weist zum Beispiel 37 verschiedene Flicken auf. Die Tracht der damaligen Zeit hat sich in der Gegenwart, vielfach sogar, was Farbe und Behart anlangt, im schottischen Hochland und bei den Hirten der römischen Kampagna erhalten. Hosen wurden, wie bei den Schotten, anscheinend selten getragen; bis jetzt hat sich nur ein Exemplar gefunden, bei dem das Vorderteil doppelt, der Boden vielfach ist. An den Füßen trug man Sandalen aus Rindleder, die Haarseite des Felles dem Fuße zugekehrt; sie waren hübsch gemustert, durchbrochen und durch Kerbschnitt verziert. Darunter befanden sich Fußklappen in schmal rechteckiger Form, die man häufig irtümlicherweise noch für Samanschen hält; diese Fußklappen gingen von der Ferse an der Fußsohle entlang zu den Zehen und von da herauf nach dem Spann; an einige schloß sich dann nach oben eine Verlängerung, die in der Art moderner Touristengamaschen um die Waden gewickelt und unterhalb des Knies befestigt wurden. Auf dem Körper trug man eine Art Leibrock, in der älteren Zeit ohne Krage und Ärmel, auf der einen Achsel geschlossen, über der anderen durch einen Dorn oder eine Fibel zusammengehalten. Aus der Völkerwanderungszeit stammt ein ähnliches Gewand, das bereits mit einer Art Stehkrage, kurzen Ärmeln und mehreren großen Taschen versehen ist. Das rechte Ärmelloch ist daran leicht erkennbar, daß es etwas weiter aufgeschlitzt ist als das linke, damit der rechte Arm sich besser bewegen kann. Ueber diesen Leibrock wurde ein Plaid, das in dem karierten Muster, den Franzen und der Form genau in dem schottischen Plaid erhalten ist, zum Schutz gegen die Kälte mantelartig umgeworfen; den Kopf bedeckte eine Kapuze ähnlich der unferer Pelertinen. Alle Gewänder bestehen durchweg aus Wolle, nicht aus Leinen. Die gefundenen Reste lassen erkennen, daß damals eine ungeheure Mannigfaltigkeit in verschiedenen Stoff- und Webmustern geherrscht haben muß. Bisweilen ist der Faden rechts, der Einschlag links gedreht, um eine bessere Haltbarkeit zu erzielen. Am häufigsten begegnet man dem Dreimuster, das überhaupt zur Zeit der Römer als typisch germanisch gegolten haben muß; denn römische Germanenstatuen, wie die der traurenden Germania, lassen deutlich dieses Muster erkennen. eg.

Astronomisches.

Marsbedeckung. Daß der Mond Sterne bedeckt, deren Stellung zur Erde so ist, daß sie hinter den Mond bei dessen Laufe am Himmel treten, ist nicht allzu selten, wenn auch große oder helle Sterne verhältnismäßig selten durch die Mondscheibe unserem Auge entzogen werden. Neuerst selten dagegen tritt einer der großen Planeten hinter die Mondscheibe. Wenn die Planeten des Sonnensystems alle in derselben Ebene laufen würden, so könnten wir bei jedem Umlaufe solche Bedeckungen erleben. Das ist aber nicht der Fall; alle Planeten laufen in Bahnen, deren Ebenen ein wenig gegeneinander geneigt sind, so daß drei Körper immer nur in besonderen Fällen in einer geraden Linie stehen. Solch seltener Fall tritt nun am 13. April ein. Da geht der Mond vor dem Planeten Mars vorüber. Für Berlin ist die Zeit der Bedeckung von 11 Uhr 35 Min. bis 11 Uhr 45 Min. Bei der Beobachtung leistet ein Opernglas gute Dienste. Die Bedeutung solcher Bedeckungen ist für die Astronomie nicht unerheblich, weil sich daraus vorzügliche Kontrollen für die Himmelsörter beider Körper zu bestimmten Zeiten ergeben.